

„Integration durch Leistung“

Von neuem Paternalismus und falschen Versprechungen

Die paternalistischen Konstruktionen im Diskurs über Migration wandeln sich je nach politischem Bedarf. Der Klassiker „Integration durch Anpassung“ ist zwar noch dominant, „Integration durch Leistung“ ist aber der letzte Schrei.

Die öffentliche Aufregung darüber, dass in der Studie „Jugend und Zeitgeist“ des Instituts für Jugendkulturforschung 36 Prozent der befragten österreichischen Jugendlichen als Gründe für Armut „Faulheit und Mangel an Willenskraft“ angaben, mag zunächst berechtigt erscheinen.^[1] Verwunderlich ist dieses Meinungsbild aber nicht: Die seit Jahren propagierten Leistungs- und Selbstverantwortungszumutungen (Stichwort *entrepreneurship*) sind nicht folgenlos geblieben.

Man muss nicht sofort in das Raunen der Neoliberalismuskritiker_innen einstimmen, um festzustellen, dass ein neues Menschenbild im Zeichen des Ökonomischen in den letzten beiden Jahrzehnten auch in Österreich beschworen wurde. Die *gouvernementality studies*, im Anschluss an die Vorlesungen Foucaults, konstatieren schon seit den späten 1990ern die Ausrichtung staatlichen Handelns an neuen Subjektivierungsformen: Im Gegensatz zum „alten“ Paternalismus sozialstaatlicher Prägung setzt der Liberalismus auf die Selbststeuerung seiner Bürger_innen. Selbstmotivation und -mobilisierung sind für die wirtschaftliche Prosperität wesentlich. Wenngleich vordergründig die individuelle Freiheit betont wird, sind die Anrufungen ökonomisch orientierter Subjektentwürfe nicht selten mit impliziten normativen Forderungen verknüpft: Liberalismus und Zwang, Selbstbestimmungsrecht und Bevormundung gehen eine paradoxe Mischung ein, die pointiert auch als

liberaler Paternalismus bezeichnet werden kann.^[2]

Neo-Paternalismus

Diese „neue“ Form des Paternalismus findet nun auch zunehmend Eingang in den derzeit vorherrschenden Migrations- und Integrationsdiskurs mitsamt seinen politischen Ausläufern in der österreichischen Fremdenrechtspolitik. Migrant_innen werden in diesem *neo-paternalistischen* Diskurs nicht mehr als prinzipiell handlungs- und entscheidungsunfähig konstruiert, sondern „nur“ noch als willens- oder entscheidungsschwach und somit als hilfs- und motivationsbedürftig. Der Neo-Paternalist geht dabei genauso wie der „klassische“ Paternalist davon aus, dass er über die Bedürfnisse seines Schützlings besser Bescheid weiß als dieser selbst und sich daher in bestimmten Fällen im Interesse seines Schutzbefohlenen in dessen Angelegenheiten einmischen darf.

Neben dem neo-paternalistischen Modell „Integration durch Leistung“ besteht weiterhin das „klassisch“-paternalistische Konzept „Integration durch Anpassung“. Während beim

Leistungsstypus die Figur des unternehmerisch erfolgreichen „Migranten“ angerufen wird, preist der Anpassungsstypus den kulturell – vor allem sprachlich – angepassten „Migranten“ als Lösung für das sogenannte „Migrations- und Integrationsproblem“.

Leistungsstypus

Zunächst zum *Leistungsstypus*: Diesen bemüht zurzeit das österreichische Staatssekretariat für Integration in einem Versuch, sich vom „klassischen“ Integrations- und Anpassungsdiskurs abzuheben. Der, in Anlehnung an Ulrich Bröckling^[3], unternehmerische Migrant, der es aufgrund seiner Leistung zu Erfolg gebracht hat, wird in einer Aktion des Staatssekretariats auf der Plattform „Zusammen Österreich“ als Anrufungsfigur medial inszeniert und intensiv beworben.^[4] Auf der Startseite ist unter den Zielen der Aktion zu lesen: „Integration funktioniert durch Leistung. Nicht die Herkunft eines Menschen entscheidet, sondern seine Bereitschaft sich anzustrengen und etwas beizutragen. Egal ob im Beruf, im Verein oder in der Schule“. Im Zentrum der Aktion stehen sogenannte „Integrationsbotschafter“, wie etwa Fußballtrainer *Ivica Vastic*

Dieser Text ist die gekürzte Version eines Beitrags in *migrazine.at*, Ausgabe 2012/1.

[1] Siehe: <http://www.karriere.at/files/blog/2011/12/Studie-Jugend-und-Zeitgeist.pdf> [Stand 2.12.2012]

[2] Siehe: Richard H. Thaler/Cass R. Sunstein (2008): *Nudge. Improving Decisions about Health, Wealth and Happiness*. New Haven: Yale Univ. Press.

[3] Vgl. Ulrich Bröckling (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

[4] Siehe <http://www.zusammenoesterreich.at>. [Stand 2.12.2012]

oder Moderatorin *Arabella Kiesbauer* vor allem Menschen „wie du und ich“: Angestellte, Gründer_innen von klein- und mittelbetrieblichen Unternehmungen, neue Selbstständige. Die Website erzählt durch einzelne Steckbriefe die beruflichen Geschichten der Botschafter_innen, die allesamt dem Plot einer erfolgreichen „Business Novel“ folgen: Nach der Einwanderung in Österreich erlebt der Migrant / die Migrantin ein stetes Auf und Ab, um am Ende doch auf der Skala beruflichen Erfolgs aufzusteigen. Letztlich setzen sich die Werte Einsatzbereitschaft, Leistungswille und Fleiß durch. Verliebigeschichten haben auf dieser Seite keinen Platz. Repetitiv wiederholen die Integrationsbotschafter_innen in vermeintlich eigenen Statements die stereotype Botschaft: „Leistung kennt keinen Migrationshintergrund“ (*Ivana Cucujkic*). Jeder kann es schaffen, wenn er nur will, lautet die Botschaft.

Anpassungstopos

Dies führt uns zum *Anpassungstopos* und seiner spezifischen Ausprägung in „klassisch“-paternalistischen Argumentationen. Mit Hilfe dieses Topos wird argumentiert, dass die kulturelle Anpassung von Migrant_innen an die Mehrheitsgesellschaft eine Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben sowie ein probates Mittel zur Lösung und Verhinderung von migrationsbedingten Problemen darstellt. Als ein maßgebliches Kriterium für die kulturelle Anpassung wird das Erlernen der deutschen Sprache angesehen. Paternalistisch argumentiert liegt das verordnete Deutschlernen nicht nur im Interesse der Gesamtgesellschaft, sondern ist für das Wohlergehen der Migrant_innen selbst unabdingbar. Auf diese Weise wird legitimiert, dass der väterliche Staat selbst erwachsenen Bürger_innen

vorschreiben darf, welche Sprache sie zu erlernen haben – etwa im Rahmen der „Integrationsvereinbarung“ oder der Regelung „Deutsch vor Zuzug“. Dieser *linguistische Paternalismus* („Migrant_innen sollen in ihrem eigenen Interesse Deutsch lernen“) überschneidet sich oft mit einem *linguistischen Moralismus*, der sich auf die Aufrechterhaltung der Moral als gesellschaftliche Kohäsionskraft be ruht („Migrant_innen sollen Deutsch lernen – PUNKT“). Das Deutschlern gebot muss hier nicht mehr begründet werden, weil es als selbstverständlich gilt, dass sich Migrant_innen den moralisch-kulturellen Normen und Sitten ihres „Aufnahmelandes“ unterwerfen, zu denen eben auch die Beherrschung der Landessprache zählt. Die „falsche“ Sprache zu sprechen, wird als Gefahr für die „Kohärenz“ der Gesellschaft wahrgenommen, die aufgrund des „Sprachengewirrs“ auseinanderzuberechnen droht und „Parallelgesellschaften“ entstehen lässt. Beispiele hierfür wären das de-facto-Verbot der Verwendung anderer Sprachen im Kundengespräch in Wiener Bäckereien.^[5]

Paternalistisches Empowerment

Um den Bogen zurück zum *Neo-Paternalismus* zu spannen: Besonders interessant ist eine dritte Ausprägung des *linguistischen Paternalismus*, in der sich eine Symbiose zwischen dem „alten“ und dem „neuen“ Paternalismus widerspiegelt. Gemeint ist das *linguistisch-paternalistische Empowerment*^[6], dessen normative Aussage lautet: „Migrant_innen sollen Deutsch lernen wollen“. Ganz im Sinne des liberalen Paternalismus handelt es sich dabei um eine politisch dekretierte Ermächtigung zur Selbstermächtigung der Migrant_innen. Die

moralisierende Forderung „Du sollst Deutsch lernen!“ wird hier durch eine Förderung getarnt, die die Forderung gleichzeitig rechtfertigt und verdeckt. Eine solche Förderung kann finanzieller Natur sein und etwa die Form eines Sprachkursgutscheines annehmen. Sie kann aber auch curricularer Natur sein, wenn beispielsweise das „Empowerment“ von Kursteilnehmer_innen als Ziel von Deutsch- und Integrationskursen definiert wird. Wir sehen also, dass „alter“ und „neuer“ Paternalismus im gegenwärtigen Migrationsdiskurs Hand in Hand gehen: Sie beruhen auf unterschiedlichen Logiken wie dem Leistungs- und dem Anpassungstopos, die teils widersprüchlich erscheinen und doch untrennbar miteinander verbunden sind. Kritisch müssen vor allem jene Formen des (Neo)Paternalismus betrachtet werden, wo der Staat seinen Bürger_innen Versprechungen macht, die er nicht einlösen kann.

Dies trifft insofern auf den wirtschaftspolitischen Leistungsdiskurs zu, als er Migrant_innen in vielen Fällen vorgaukelt, sie könnten einen sozialen Aufstieg allein durch Leistung erreichen, während dies die institutionellen Rahmenbedingungen und die Gesetzeslage oftmals kaum zulassen. Auch beim bildungspolitischen Diskurs, der auf „Empowerment“ setzt, ist kritisch zu prüfen, ob die Betroffenen den versprochenen Autonomiegewinn tatsächlich als solchen für sich nutzbar machen können oder ob er sich letztendlich als Feigenblatt und Autonomiezwang entpuppt.

Alexander Preisinger ist Kulturwissenschaftler und arbeitet am Institut für Kulturwissenschaft und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien. Seine Forschungsschwerpunkte sind Strukturalismus, Narratologie sowie Ökonomie und Literatur.

Niku Dorostkar studierte Sprachwissenschaft und Lehramt in Deutsch und Psychologie/Philosophie. Er ist derzeit Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien im Sparkling-Science-Projekt „migration.macht.schule.“ Seine Forschungsschwerpunkte umfassen Kritische (Online-)Diskursanalyse, Sprachenpolitik und Mehrsprachigkeit sowie Sprachlehr-/lernforschung und Literatur.

^[5] Siehe <http://oeev1.orf.at/stories/322782> und <http://geppbloggt.com/2011/11/16/bir-kipferl-istiyorom> bzw. Joseph Gepp: Bir Kipferl istiyorom*. In: FALTER 46/2011.

^[6] Zum Begriff des „paternalistischen Empowerment“ (auch: „Neo-Paternalismus“ bzw. „Krypto-Paternalismus“) siehe Barbara Sutter/Sabine Maasen: „Bürgergesellschaft“. Der verdeckte Paternalismus eines politischen Programms. In: Bijan Fateh-Moghadem et al. (Hrsg.) (2010): Grenzen des Paternalismus. Stuttgart: Kohlhammer. S. 318–340.